Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 34 (1930-1931)
Heft: 17

Artikel: Drei Bündnersagen
Autor: Decurtins, Caspar
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-670275

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 03.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

vererbt sich jeweils auf die älteste Tochter. Zu diesem gehören hauptsächlich Finger- und Ohrringe und schwere, lange Halsketten, die mehrere Male um den Hals gewunden werden. Diese Kleinode werden aber nur bei speziellen Anlässen, wie an Taufen, Hochzeiten, Landsgemeinden, Tänzen, Sänger- und Kinderfesten getragen.

Sie sind ein frommes Volk, diese bündnerischen Bergbauern. Die Sonntage werden heilig gehalten. Mag auch das Wetter während der ganzen Woche schlecht gewesen sein, und mußte man das Heu auf den Wiesen draußen Heu sein lassen, am Sonntag wird trotzdem nicht gearbeitet.

Streng und hart sind die mannigfaltigen Arbeiten dieser Gebirgsleute. Ihre Nahrung ist einfach, aber gut und kräftig. Die Hauptnahrungsmittel bilden Milch, Brot, Käse, Butter, Fleisch und Kartoffeln, jedoch auch besondere Speisearten wie: Eiertatsch, Ribbel, Maluns, Pizzockel, Plains usw. sind nichts Seltenes. Bei dem Einnehmen der Mahlzeiten sind die Meistersleute und das Gesinde an ein und demselben Tisch, denn sie wissen von keinem Unterschied zwischen Herr und Knecht, weil ein jeder den andern benötigt.

Alle Küchengeräte, Gefäße und Geschirre sind einfach und stark. An vielen Orten sind Holzlöffel zum Essen auf dem Felde und in den Heubergen gebräuchlich. Einen „Hegel" oder „Schnetz" (Messer mit hölzernem Griff) hat jeder Bauer und beinahe auch jede Bäuerin. Sehr viele Gefäße, wie zum Beispiel Milchkübel und Tausen, Butterfässer, Eimer, Gebsen und Gelten sind aus Holz.

Selten wohl hängt ein Volk mit solcher Beharrlichkeit an althergebrachten Sitten wie der Bewohner des rätischen Gebirges. In seinem Brauchtum spiegeln sich alle Eigenarten am besten, dieses bewahrt ihn auch vor den Gefahren der Verflachung, denn mit Recht sagt der Dichter:

Wo des Landes Bräuche sterben,
stirbt des Landes Blüte auch.

Drei Bündnersagen.

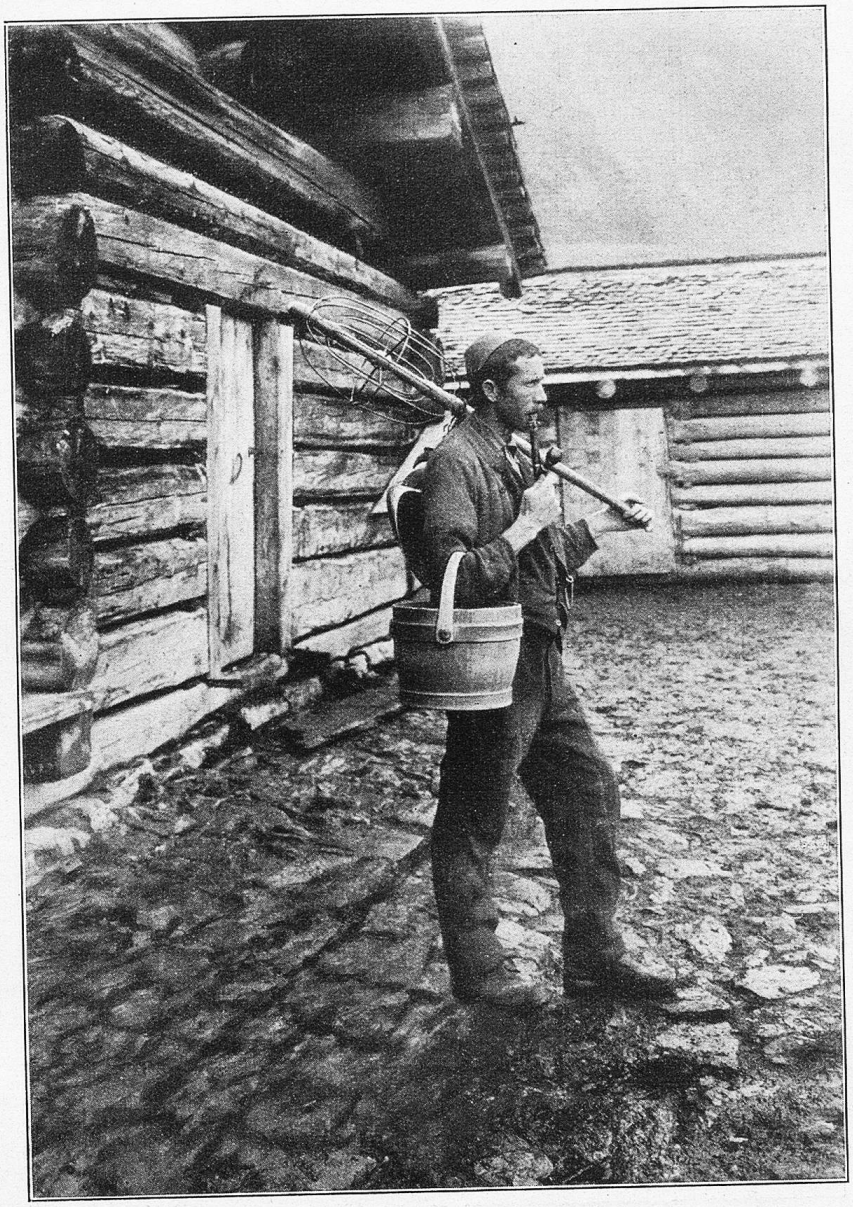
Gesammelt und nach dem Rätoromanischen erzählt
von Caspar Decurtins.

Der Drachentöter.

(In Crestas bei Trons erzählt.)

Einst gingen drei junge Ritter auf Abenteuer aus, und ihr erstes Ziel war eine Höhle in tiefem Walde, in der eine wunderschöne Königstochter von drei grausigen Drachen gefangen gehalten wurde. Vor die Öffnung der Höhle gekommen, hieß der jüngste und mutigste der Ritter die andern ihm ein Seil um den Leib binden und ihn so in die Tiefe hinablassen. Die Begleiter taten ihm den Willen und versprachen, des Gesellen zu harren, bis er ein Zeichen gebe, um dann ihn und die gerettete Prinzessin wieder an das Tageslicht emporzuziehen. Der junge Ritter gelangte glücklich in den innersten Raum der Höhle, wo ein anmutiges Mädchenbild dem nahenden Retter durch Tränen entgegenlächelte. Dann lud sie ihn zum Sitzen ein und flüsterte ihm zu, er möge sein gutes Schwert bereit halten, denn es werden ihre Peiniger bald erscheinen, drei grausenerregende Drachen, der eine mit einem Kopfe, der zweite mit drei und der letzte und fürchterlichste gar mit sieben Köpfen. Und kaum hatte das zarte Königskind also gesprochen, als ein Heulen anhub und eine scheußliche Drachengestalt sich auf den jungen Ritter warf. Aber jener hob das Schwert mit Macht, und es fuhr die Klinge nieder, das Haupt des Drachen zerspaltend. „Nun kommt aber der zweite," sagte die Jungfrau, „seht Euch vor, mein edler Ritter." Und ehe sie noch die Worte vollendet, polterte das dreiköpfige Ungetüm heran, noch grausiger anzusehen, als das erlegte, und öffnete die entsetzlichen Rachen, um den Jüngling zu zermalmen. Allein des Ritters Arm war nicht erlahmt und ein kräftiger Hieb trennte die Häupter vom Rumpfe. Da bebte die Höhle in ihren tiefsten Gründen, und ein Geheul ging durch die Felsen wie die Stimme des Donners im Hochgebirge. Das letzte und fürchterlichste Scheusal, jener schuppenbepanzerte Lindwurm mit sieben Köpfen, stund racheschnaubend vor dem jungen Manne, mit dem Schwanze um sich schlagend, daß die Felstrümmer emporstoben. Der Ritter besann sich indes nicht lange und tat mit seinem zweischneidigen, mächtigen Schwerte so wackere Arbeit, daß der Lindwurm, einen Strom von dunklem Blut ausgießend, in kurzer Zeit den männlichen Streichen erlag. Nun sank die Jung-

frau, überströmenden Dankes voll, an die Brust des Jünglings, gelobte ihm, als ihrem künftigen Herrn und Gemahl, ewige Treue und gab ihm zum Angebinde ein gülden Ringlein. Des freute sich der Ritter baß und zog am Seil, den Mitgesellen zum Zeichen, daß die Tat glücklich vollbracht und sie sich bereit machen möchten, die Gerettete und den Retter aus dem grausen Gefängnis ans Tageslicht zu fördern. Die aber, so oben stunden, waren argen Sinnes und verabredeten unter sich einen schlimmen Plan, um sich den Ruhm des fremden Werkes wohlfeil zu erwerben.



Alpfahrt im Prättigau. Photo J. Hitz, Pany.

Vom bösen Geist getrieben, zogen sie zwar die Jungfrau empor, ließen dann wohl das Seil zum zweiten Mal herab, scheinbar zur Rettung des Gespielen, im Herzen aber den Vorsatz hegend, den Unglücklichen auf halbem Wege wieder in die grausige Tiefe stürzen zu lassen. Ein guter Geist mußte indessen dem jungen Ritter eine warnende Ahnung eingehaucht haben; denn statt sich selbst dem Seile anzuvertrauen, schlang er dasselbe um einen Baumstamm und gab neuerdings das Zeichen zum Emporziehen. Die verräterischen Freunde droben am Rande der Höhle taten, was ihnen ihr arges Herz eingegeben und ließen die Last zurückfallen, ohne anders den Tod des Mitgesellen erwartend. Darauf traten sie hin vor die Königstochter, erzählten die erfundene Mähre und forderten jene auf, einen von ihnen zu ihrem Gemahl auszuwählen. Die Prinzessin aber war klugen Sinnes und erbat sich Bedenkzeit auf drei Tage, worauf sie dann alle zur nahen Königsstadt ritten.

Der junge Ritter, der doch das beste getan, trauerte verlassen in seinem dunklen Schlunde. Da erbarmte sich seiner ein alter, grauer Fuchs und sprach zu ihm: „Halte dich an meinem Schwanz und folge mir, ich will dich retten, wie du die schöne Jungfrau gerettet hast.“ Der Ritter tat, wie ihm geheißen und sah bald wieder das goldene Licht der Sonne. Der Fuchs aber war plötzlich verschwunden.

Wohlgemut ging der Jüngling fürbaß und kam in die Königsstadt. Dort herrschte große Freude, und als er nach der Ursache frug, erfuhr er, daß die Prinzessin im Begriffe stehe, einem ihrer vermeintlichen Retter die königliche Hand als Gemahlin zu reichen. Da begab sich der Ritter in die Küche des Königspalastes und frug den Koch, ob er ihm nicht Arbeit geben könne. Dieser bejahte es, und so hantierte der junge Mann an einem mächtigen Kuchen für die Königstafel, in den er geschickt das gülden Ring-

Großmutter, erzähl noch ein Märchen! Phot. R. Graß, Zernez.

lein der Prinzessin warf. Das Glück wollte nun, daß gerade die Prinzessin dasjenige Stück Kuchen erhielt, welches das Ringlein barg. Darob erstaunte die königliche Jungfrau nicht wenig, und sie hieß den, so den Ring in den Teig getan, im Saal erscheinen. Der Ritter kam, und Entsetzen packte die falschen Gesellen. Die Prinzessin erhob sich von ihrem Königsstuhl, führte ihren tapferen Retter vor ihren greisen Vater, und der Reichsherold verkündete unter Paukengeschmetter, daß der alte König den Gemahl seiner Tochter zu seinem Nachfolger auserkoren habe. Die zwei verräterischen Freunde aber wurden von vier Pferden in Stücke gerissen.

*

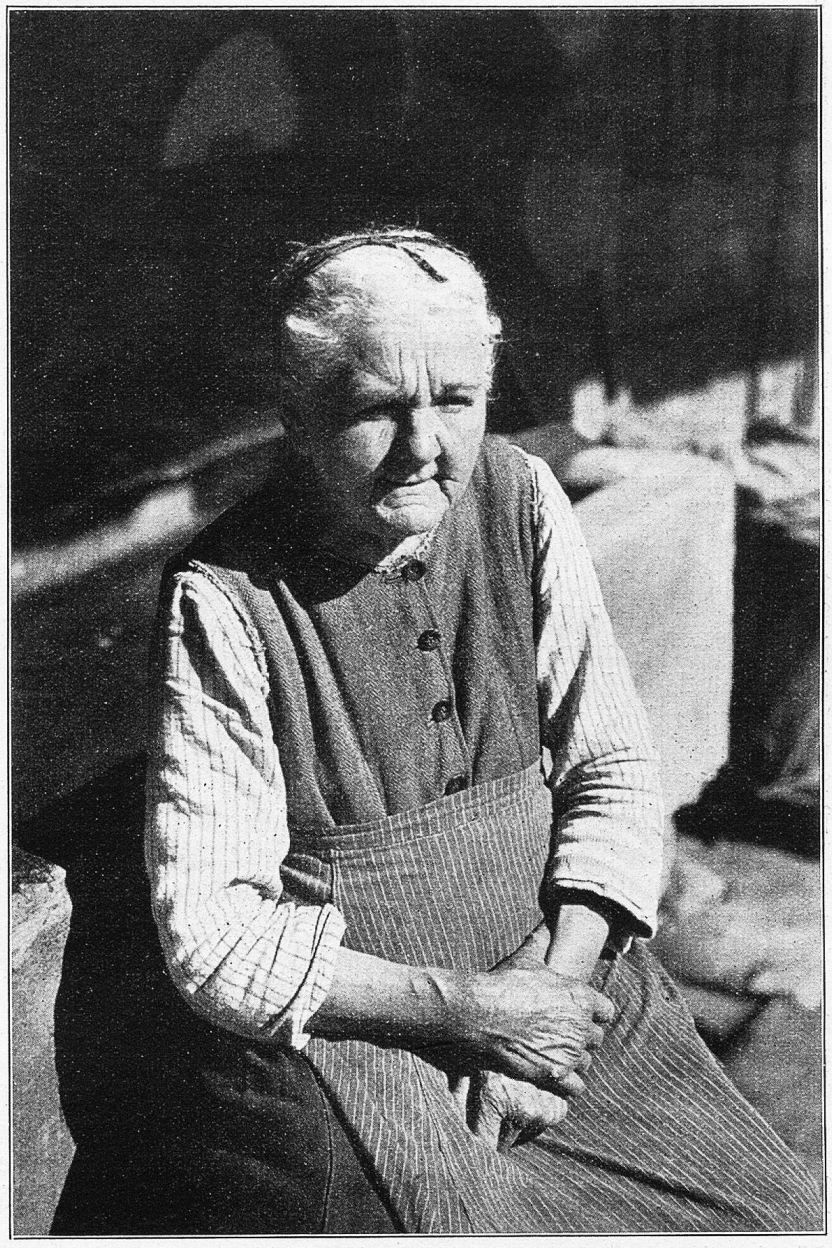
Der Rabe.

(In Crestas bei Trons erzählt.)

Es war einmal ein Graf von uralter Herkunft, aber von gar geringem Vermögen. Dieser ging eines Tages, über die Zukunft seines einzigen, holdseligen Töchterleins sinnend, durch den Wald. Da rief ihm von einer Eiche herab eine krächzende Stimme zu, einen Augenblick zu verweilen. Der gute Graf schaute empor und erblickte einen Raben mit glänzendem Gefieder. Dieser sprach zum Grafen: „So du mir dein Töchterlein zur Frau gibst, erhältst du des Goldes die Fülle.“ Dessen war der Graf wohlzufrieden, ging heim und führte die Tochter zum befiederten Bräutigam, der sagte zu ihr: „Schöne Jungfrau, geht mit mir in die Kapelle meines Schlosses, kniet hin vor dem Altar einen ganzen Tag, füllet den bereitstehenden Krug mit euren Tränen und begießt, wenn ich am Abend heimkomme, damit mein Gefieder. Tut ihr solches, ohne den Inhalt des Kruges zu verschütten, so hat die böse Hexe, die mich in einen Raben verwandelte, keine Macht mehr über mich, und vor euch wird stehen ein junger, schmucker Ritter.“ Sprach's und flog davon, der Jungfrau durch das Dickicht den Weg zu einem fernen, prächtigen Schloß zeigend. In der Kapelle angelangt, kniete des Grafen Töchterlein hin und tat, wie ihr geheißen worden.

Als sie aber am Abend mit dem vollen Tränenkrug in den Hof treten wollte, um des Raben zu harren, tat sie einen falschen Schritt und verschüttete einen Teil des kostbaren Inhaltes. Da schwebte der Rabe herbei und sagte, daß er mit nichten erlöst sei und die Jungfrau ihr frommes Werk von neuem beginnen müsse. Und die Rabenbraut erhob sich früh morgens vom Lager und hatte mit dem sinkenden Abend das Krüglein mit ihren Tränen wieder gefüllt. Aber auch diesmal ging es ohne ein paar ver-

schüttete Tropfen nicht ab, und abermals kam der Rabe herbeigeflogen und ermahnte gar rührend die Weinende, doch am dritten Tag des Inhaltes zu achten, weil er sonst noch hundert Jahre als Rabe verzaubert durch die Wälder fliegen müsse. Und das Mägdlein nahm sich die guten Worte mehr als je zu Herzen, weinte bitterlich den dritten Tag hindurch, und als der dritte Abend heraufgedämmert kam, richtete sie ein kräftig Gebet zum Himmel empor und gelangte bebenden Herzens, aber sichern Schrittes ohne Unfall auf den Schloßhof, wo der Rabe ihrer wartete. Dann goß sie den Inhalt des Kruges auf das glänzende Gefieder des Vogels, und vor der errötenden Jungfrau stand auf einmal ein herrlicher Ritter, welcher ihr für seine Befreiung mit warmen Worten dankte, der künftigen Herrin die im Schlosse aufgehäuften Schätze an Gold und Edelsteinen zeigte und sie dann mit prunkendem Gefolge in die halb zerfallene Burg ihres Vaters geleitete, wo eine prachtvolle Hochzeit gefeiert wurde. Dann kehrten sie alle in das große Schloß des jungen Fürsten zurück, um dort für viele, viele Jahre in ungetrübter und herrlicher Freude zu leben.



Graubündner Großmütterchen an der Morgensonne. Photo J. Hitz, Pany.

*

Vom Vöglein, das die Wahrheit erzählt.

(In Camplium bei Trons erzählt.)

Erwacht an einem schönen Morgen ein reicher Müller ob dem Stillstehen des großen Mühlrades. Der brave Mann eilt hinab in den Mühlraum, um nach der Ursache der Störung zu sehen. Da findet er auf dem großen Rade eine schön gezimmerte Kiste und in derselben drei wunderhübsche Kindlein, zwei Knaben und ein Mädchen. Dieselben trugen goldenes Haar und ein gülden Sternlein auf der heitern Stirne. Der Müller rief seine Frau herbei, die bei dem seltenen Anblicke die Hände vor Verwunderung über den Kopf zusammenschlug, und da die beiden Leutchen ohne Kinder waren, beschlossen sie, die fremden als ihre eigenen zu pflegen und zu erziehen. So verging manches Jahr des Friedens, und die Kleinen wuchsen fröhlich und kräftig heran zur großen Freude der guten Pflegeeltern.

Als aber die Knaben ins zwanzigste Jahr kamen, da glaubte der Müller ihnen die volle Wahrheit sagen zu müssen, und er erzählte ihnen, wie er sie gefunden und daß sie nicht ihre, der Müllersleute, eigene Kinder seien. Die Geschwister verlangten aber zu wissen, von wannen sie kämen und wer ihnen Vater und Mutter sei,

und sie bedrängten mit ihren Fragen den gutmütigen Alten gar sehr, der ihnen endlich sagte, sie sollten die Burg aufsuchen, wo das Vöglein sei, das die Wahrheit erzähle; dort würden sie die gewünschte Auskunft erlangen. Und als der frühe Morgen kam, ritt der jüngere der beiden Knaben, ungeachtet aller Bitten und Tränen der Pflegeeltern, auf des Müllers stattlichem Rappen von dannen. Als aber Wochen und Monate vergingen, ohne daß eine Nachricht kam, da weinten die Mühlenbewohner gar heiße Tränen, und es zog an einem frühen Herbstmorgen, von den besten Segenswünschen begleitet, auf einem stolzen Braunen reitend, der ältere Bruder aus, um den Verlornen und das wunderbare Vöglein aufzusuchen. Es verging der Herbst, es kam der Winter, und wieder wurde es Frühling, aber von den Fernen kam keine Nachricht in die stille Bergmühle. Nun hielt sich das zur Jungfrau emporgeblühte Schwesterlein, welches sich die schönen Augen um die verschollenen Brüder schier ausgeweint hatte, nicht länger, und sie bat um das schneeweiße Pferd des Müllers, um das Brüderpaar aufzusuchen. Vergebens flehte der alternde Müller, vergebens rang die gute Müllerin die Hände, um den Liebling zurückzuhalten; eines Morgens war die treue Schwester in die Ferne geritten.

Der Weg führte sie über Wiesen und Felder, und als sie durch einen langen, finstern Wald trabte, kam ihr von ungefähr ein altes Weib entgegen und sagte zur Jungfrau, es wisse wohl, wen sie suche; auch ihre Brüder seien des gleichen Weges gegangen, um das Vöglein zu suchen, das die Wahrheit spreche, und welches zu finden sei in einem funkelnden Schlosse auf dem steilen Hügel neben dem Bergsee. Allein die Brüder und mit ihnen Tausende und abermals Tausende von Rittern und Edelfräulein seien niemals zurückgekehrt, weil sie der Warnungen nicht geachtet. „Schöne Jungfrau", schloß die Alte, „wollt Ihr glücklich das Werk vollbringen und die Retterin der Verzauberten im Bergschloß werden, so geht Euren Weg und schaut Euch nicht um, was auch hinter Euch gerufen werden mag, denn wendet Ihr nach rückwärts Euer Antlitz, so werdet Ihr in einen Stein verwandelt." Die Jungfrau dankte und ritt weiter. Es ging nicht gar lange, so kam sie an den Fuß eines steilen Berges, wo sie ihr Pferd zurücklassen mußte. Mutig stieg sie den stotzigen Pfad hinan, vor ihr auf stolzer Höhe das prächtige Zauberschloß. Da erhob sich hinter ihr ein Donner wie die Brandung des Meeres, und es wurde ihr Name gerufen von unzähligen schmeichelnden und drohenden Stimmen. Aber die Mutige schaute nicht zurück und stieg fürbaß weiter, bis sie an das Schloßtor gelangte, wo ein entsetzlicher Riese mit mächtiger Tanne in der Hand ihr den Weg versperren wollte. Aber die Jungfrau schlüpfte behende durch und entkam glücklich in das Innere des Schlosses. Durch die leeren Prunkgemächer irrend, führte sie ihr gutes Geschick in einen großen Saal, wo unzählige, reichbefiederte Vögel in goldenen und silbernen Käfigen im wunderlichsten und doch verständlichen Kauderwelsch ihr zuschrieen, sie allein könnten die Wahrheit offenbaren. Nur in einer Ecke lag ein graues unscheinbares Vöglein in einfachem Zwinger und schwieg, die fremde Jungfrau mit seinen klugen Äuglein anschauend. An dieses wandte sich die fast Zagende, und sie erfuhr von ihm, daß es selbst allerdings der Vogel sei, der die Wahrheit offenbare und sie ihm nun zu folgen habe. Dann gingen die beiden in den Garten; auf das Geheiß des Vogels hob die Jungfrau hart am Rand eines Springbrunnens eine Rute empor, mit der sie die Steinblöcke im Garten und auf dem Berge berührte. Und siehe, kaum war das Geheißene getan, daß der Zauber wich und lebenswarme Menschen in glänzendster Hoftracht, Ritter und Damen, fröhlich die Jungfrau umstanden, in unmittelbarer Nähe aber die beiden heißgeliebten Brüder, welche die treue Schwester schluchzend umhalsten. Und vom nächsten Baum herab sang in wunderbaren Tönen das graue Vögelein die Geschichte der Geschwister: sie seien Königskinder, aber während der Abwesenheit des Vaters habe ein böser Ohm, der nach der Herrschaft trachtete, sie ausgesetzt und dem vom Kriege zurückkehrenden König die Mähre vorgelogen, es habe die Königin selbst drei Katzen geboren, weshalb sie im Gefängnis schmachte.

Empört ob der grauenhaften Tat des schlimmen Oheims schworen die Brüder Rache und Sühnung für die arme Mutter, und sie brachen auf, von einem glänzenden Gefolge umringt, der Königsstadt entgegen, die Schwester voran von den edelsten Jungfrauen geleitet. Und als sie vor das Königsschloß traten, da fanden sie, auf marmornem Stuhle sitzend, den noch stattlichen, aber kummervollen Vater und neben ihm, wie eine zischende Schlange, den aalglatten Ohm.

Das Erkennen war das freudigste, und am andern Tage saß der König und sein befreites Gemahl auf dem Throne, neben ihnen die wiedergefundenen Kinder und das herbeigeholte schlichte Müllerpaar, weinend vor Lust und Freude und jubelnd begrüßt vom ganzen Hofe. Die kühne Tochter aber ist eine große Königin geworden, und die beiden Brüder, gewaltige Helden, teilten sich nach dem Tode der Eltern in das Reich und herrschten lange und glücklich. — Den Ohm erreichte das verdiente Schicksal: er starb am Tage nach dem Wiederfinden durch Henkershand.

Am Morge.

D'Sunne chunnt füre,
Jetz schimmere d'Matte!
Und s'hingerist Täli
Verlüürt der letzt Schatte.

Und s'hingerist Hüsli?
— Dert chöi si d'Lüt meine:
Sie hei der Tag zletzt
Und .. si zerscht uf de Beine!

Paul Müller.

Die Drü . . .

E liebe Blick,
E warmi Hang,
Es fründligs Wort,
— Es het's für lang!

Es geit der als
En Angel no,
Und loht di fest
Is Läbe stoh!

Paul Müller.

Die neue Zeit im Bienenstaat.

Im Bienenstock herrscht Aufregung! Die kleinen Arbeiter fliegen nur noch selten aus. Etliche sitzen in einem großen Klumpen am Eingang. Der Bienenvater weiß sogleich, was er zu erwarten hat und bereitet sich vor: ein Schwarm will ausziehen. Ein Blick durch ein Guckloch in den Stock bestätigt seine Annahme: die Tierchen sind in höchster Erregung und stürmen nervös im Stock umher. Unser Imker hat wenig Freude an dem bevorstehenden Ereignis! Alle möglichen Mittel hat er angewandt, um es zu hintertreiben, allein umsonst. Jeder Schwarm bedeutet ja eine Schwächung des Stammvolkes, und je später er ausbricht, um so geringer wird für ihn die Möglichkeit, sich noch für den Winter zu versorgen, und dann kann er zugrunde gehen.

Schon seit Jahrtausenden hat man wohl die merkwürdige Ähnlichkeit zwischen den Bienen und uns Menschen beobachtet und verfolgt ihre Lebensweise mit der größten Aufmerksamkeit. Was kann es auch Sonderbareres geben als ein Tier, das genau solche staatlichen Gemeinschaften bildet wie wir Menschen mit einer ebensolchen sozialen Schichtung. Noch viel anziehender wird es aber, wenn wir unsere Aufmerksamkeit nicht nur den einheimischen Bienen zuwenden, sondern den Blick in die Ferne lenken. Unsere Honigbiene findet sich nicht in allen Erdteilen. In fremden Ländern wird sie durch andere Arten gleichsam vertreten. Bei allen finden wir eine ganz abweichende Lebensweise, und was wir da zu sehen bekommen, erweckt in uns erst recht das Gefühl, im Bienenstaat eine kleine, aber getreue Nachahmung menschlicher Sitten und Gebräuche vor uns zu haben.

Betrachten wir einmal das Schwärmen! Was hat es denn überhaupt für einen Zweck? Schon über diesen einen Punkt hat sich die Ansicht sehr gewandelt. Glaubte man früher, das Schwärmen habe etwas mit dem Geschlechtsleben der Bienen zu tun, so hat man eingesehen, daß dies nicht stimmt. Um diesen Vorgang zu verstehen, müssen wir die Verwandten der Bienen betrachten, die Wespen und Hummeln. Sie haben sich noch nicht zu Staatsverbänden aufgeschwungen wie die Immen. Bei ihnen gibt es noch keine Königin oder Arbeiterin. Jede Hummel oder Wespe ist Königin und Arbeiterin in einer Person. Sie kann Eier legen wie eine Bienenmutter und trägt Futter herbei und baut ihr Haus wie eine Arbeiterin. In ihrem Leben kann aber einmal ein bedenklicher Augenblick eintreten. Eines Tages hat sie die Futterquellen ihres Standortes erschöpft, und nun heißt es weiterzuziehen. Dazu ist sie wohl imstande. Sie braucht keine Hilfe, sondern fliegt einfach